

AUFBAUENDE ZERSTÖRUNG

Metapherntheorie und Sprachmetaphorik im Werk von Fritz Mauthner

Von Magnus Klau e (Berlin)

I.

Philosophischer und poetischer Diskurs

Nach der Publikation von Fritz Mauthners ›Beiträgen zu einer Kritik der Sprache‹, die meist als Resultat einer ‚schöpferischen Kapitulation‘ angesichts seines Versagens als Romanautor gewertet werden¹⁾, erschien 1902 eine Rezension Theodor Lessings, die Mauthner als Vertreter einer „*jüdischen* Intelligenz“ vorstellt, welche „dem modernen Journalismus nahezu einheitliches Gepräge“ gebe.²⁾ Mauthners Autodidaktentum dient Lessing zur Rechtfertigung seines Vorwurfs der Verwechslung von „Aphorismen“ mit „wissenschaftlichen“ Termini“. ³⁾ Indes wird die Frage nach der Differenz zwischen wissenschaftlichem und literarischem Diskurs bei Lessing selbst eher überspielt. Als Symptom für die Unwissenschaftlichkeit der ›Beiträge‹ erscheint ihm die Dominanz metaphorischer Rede gegenüber herkömmlicher wissenschaftlicher Terminologie, obwohl die These von der Metaphorizität *aller* Sprache Kernstück von Mauthners Sprachkritik ist.⁴⁾ Lessings Diagnose vom

¹⁾ So in der wichtigen Studie von JOACHIM KÜHN, *Gescheiterte Sprachkritik. Fritz Mauthners Leben und Werk*, Berlin, New York 1975. Die Formulierung „schöpferische Kapitulation“ stammt von LEOPOLD FEDERMAIR, *Früchte der Resignation*. Zu Fritz Mauthner, in: *Literatur und Kritik* 36 (2001), S. 30–46, hier: S. 35. – Mauthner wird mit nachgestellten Seitenzahlen in Klammern zitiert nach: FRITZ MAUTHNER, *Das philosophische Werk*. Nach den Ausgaben erster Hand hrsg. von LUDGER LÜTKEHAUS, Bd. II: *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*, 3. Bd., Wien, Köln, Weimar 1997 [KS].

²⁾ THEODOR LESSING, *Rezension von: Beiträge zu einer Kritik der Sprache, 1901 bis 1902*, in: *Die Gesellschaft* 18 (1902), Bd. 3, S. 410–419, hier: S. 410f.

³⁾ Ebenda, S. 416.

⁴⁾ Siehe ELISABETH LEINFELLNER, *Fritz Mauthner (1849–1923)*, in: MARCELO DASCAL u. a. (Hrsgg.), *Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, Berlin, New York 1992, S. 495–509; – DIES., *Die böse Sprache: Fritz Mauthner und das Problem der Sprachkritik und ihrer Rechtfertigung*, in: ELISABETH LEINFELLNER und HUBERT SCHLEICHERT (Hrsgg.), *Fritz Mauthner. Das Werk eines kritischen Denkers*, Wien u. a. 1995,

„Überwuchern“ des „ornamentalen Beiwerks“⁵⁾ und der Herrschaft bloßer „Meinungen“⁶⁾ erhält einen antisemitischen Akzent, wenn er sie mit dem Wort „Chuzpe“⁷⁾ verbindet und Mauthners Denken ‚Bodenlosigkeit‘ attestiert.⁸⁾

Auch ohne solche Topoi, die sich Lessings ambivalenter Haltung zum Judentum verdanken dürften⁹⁾, bestimmt der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit bis heute die Rezeption der ‚Beiträge‘, etwa wenn beklagt wird, dass sich die „Vergleiche“ bei Mauthner „überstürzen“¹⁰⁾, dass er sich kaum um „argumentative Konsistenz“ bemühe¹¹⁾ und die metaphorische Rede missbrauche, um Bedeutungen zu „erschleichen“.¹²⁾ Das Desinteresse an der Relation zwischen Mauthners Theorie metaphorischer Bedeutungskonstitution und der Metaphorizität seiner Schreibweise verblüfft umso mehr, als Mauthner seinerseits Nietzsche vorgeworfen hat, die Differenz von philosophischem und poetischem Diskurs zu ignorieren.¹³⁾ Obgleich er Nietzsches These vom Primat des Metaphorischen im Prozess der Bedeutungsbildung teilt, unterstellt er ihm, zwischen der Sprache als „Kunstmittel“ und als „Erkenntniswerkzeug“ nicht zu unterscheiden (KS 1, 367). Kontur gewinnt dieser Einwand, wenn man ihn mit der Kritik an Maurice Maeterlinck verknüpft, dem Mauthner vorwirft, die Poesie mit metaphysischen Wahrheitsansprüchen zu belasten. Am Motiv des Schweigens demonstriert er, wie Maeterlincks sprachskeptische Intention in Mythologie umschlage, indem ihm „das Schweigen selbst zu einer Personifikation, zu etwas Wirklichem, zu einer positiven Macht“ werde (KS 1, 119). Wenn Maeterlinck den Zweifel an der Erkenntnismöglichkeit durch Sprache zur „Religion“ (KS 1, 117) stilisiert, verfälscht er das sprachskeptische Schweigen zum positiven Bestandteil diskursiver Sprache. Damit fällt er laut Mauthner in den Wortfetischismus eines Schiller zurück, dem er in Anlehnung an Otto Ludwig¹⁴⁾ vorwirft, sich an „tot

S. 57–81; – GOTTFRIED GABRIEL, Philosophie und Poesie. Bemerkungen zu Fritz Mauthners ‚Dekonstruktion‘ des Erkenntnisbegriffs, in: LEINFELLNER/SCHLEICHERT (Hrsgg.), Fritz Mauthner, S. 27–41.

⁵⁾ LESSING, Rezension (zit. Anm. 2), S. 410.

⁶⁾ Ebenda, S. 414.

⁷⁾ Ebenda, S. 418.

⁸⁾ Er bemängelt die „Schwäche der *positiven* Grundlagen“ und wirft Mauthner vor, „keinen Boden unter sich“ zu haben (ebenda, S. 410 u. 412).

⁹⁾ Als Protestant jüdischer Herkunft hat Lessing jenen ‚jüdischen Selbsthaß‘, den er 1930 in seiner gleichnamigen Studie behandelte, am eigenen Leib erfahren. Vgl. SANDER L. GILMAN, Jüdischer Selbsthaß. Antisemitismus und die verborgene Sprache der Juden, Frankfurt/M. 1993, bes. S. 228–230.

¹⁰⁾ KÜHN, Sprachkritik (zit. Anm. 1), S. 77

¹¹⁾ GABRIEL, Philosophie und Poesie (zit. Anm. 4), S. 37

¹²⁾ MICHAEL THALKEN, Ein bewegliches Heer von Metaphern. Sprachkritisches Sprechen bei Friedrich Nietzsche, Gustav Gerber, Fritz Mauthner und Karl Kraus, Frankfurt/M. u. a. 1998, S. 233.

¹³⁾ Zur Nietzsche-Rezeption vgl. ELIZABETH BREDECK, Fritz Mauthners Nachlese zu Nietzsches Sprachkritik, in: Nietzsche-Studien 13 (1984), S. 587–599. – Die Fragwürdigkeit vieler Auskünfte Mauthners über ‚Einflüsse‘ auf sein Werk betont JOACHIM KÜHN, Das Erschrecken über die Sprache. Selbstrechtfertigung und Selbststilisierung bei Fritz Mauthner, in: LEINFELLNER/SCHLEICHERT (Hrsgg.), Fritz Mauthner (zit. Anm. 4), S. 111–124.

¹⁴⁾ Zur Bedeutung von Ludwigs Schiller-Polemik siehe KÜHN, Erschrecken (zit. Anm. 13), S. 114f.

klingende[n] Abstraktionen“ abzuarbeiten (KS 1, 106). Die Nietzsches Philosophie wie Maeterlincks Dichtung zugrunde liegende sprachkritische Tendenz wird somit gerade durch die Vermischung von poetischer und begrifflicher Rede verraten. Die skeptische Einsicht, „daß auch die poetische Sprache niemals Anschauung gewährt, sondern immer nur Bilder von Bildern“ (KS 1, 129), dass sich Begriffssprache wie Poesie metaphorisch konstituieren und immer nur auf die eigene Metaphorizität verweisen, wird neutralisiert, indem die Dichtung zum Lückenbüßer für die problematisch gewordenen Erkenntnisansprüche der Philosophie gemacht wird. Diese Neigung zur Erschleichung von Transzendenz verbindet Mauthner zufolge Nietzsche und Maeterlinck, die sich auf je verschiedene Weise an der Restitution jenes philosophischen Diskurses versuchen, den sie erkenntniskritisch in Frage stellen.

Mag diese Kritik auch überzogen sein, verdeutlicht sie doch, dass Mauthner die Dichotomie von Poesie und Begriffssprache für ebenso falsch hält wie deren Vermischung. Insofern Dichtung und Philosophie auf sprachliches Material zurückgreifen, dessen Bedeutungsgehalt sich metaphorisch konstituiert, schöpfen beide aus derselben Quelle. Ihr Unterschied besteht darin, dass der philosophische Diskurs Wahrheitserkenntnis, Dichtung aber den Ausdruck von ‚Stimmungen‘ intendiert:

Der Unterschied zwischen der Sprache als einem Kunstmittel und der Sprache als einem Erkenntniswerkzeug ist also darin zu suchen, daß der Dichter Stimmungszeichen braucht und besitzt, der Denker Wertzeichen haben müßte und sie in den Worten nicht findet. [...]

Es ist unmöglich, den Begriffsinhalt der Worte auf die Dauer festzuhalten; darum ist Welterkenntnis durch Sprache unmöglich. Es ist möglich, den Stimmungsgehalt der Worte festzuhalten; darum ist eine Kunst durch Sprache möglich, eine Wortkunst, die Poesie. (KS 1, 95ff.)

Die Schwäche dieser Konzeption liegt darin, dass Mauthner trotz scheinbarer Aufwertung der Poesie gegenüber der Philosophie beide Diskursformen disqualifiziert. Wenn „Welterkenntnis durch Sprache“ unmöglich ist, kann eine die Grenzen begrifflicher Sprache überschreitende, spezifisch poetische Erkenntnisweise gar nicht gedacht werden.¹⁵⁾ Poesie scheint auf den Status dekorativer Erlebniskunst zu schrumpfen, zumal Mauthner die vermittelte ‚Stimmung‘ im Stil des Impressionismus beschreibt: „Poesie gehört zu den gesteigerten Sinnenreizen [...]. Noch kürzer könnten man sagen: Poesie sei Genuß durch Worte“ (KS 1, 98). Die sensualistische Auffassung, wonach Worte Bezeichnungen für heterogene Sinnesreize sind und dadurch die Wirklichkeit, auf die sie sich beziehen, immer auch entstellen, scheint hier zur Camouflage für die Depotenzierung von Kunst zum Konsumobjekt zu werden. Dem stehen jedoch Aussagen gegenüber, in denen Mauthner die Phrase von der ‚Stimmungskunst‘ – ähnlich wie Karl Kraus in seiner Kritik am Ästhetizismus – grundsätzlich verwirft.¹⁶⁾ Hier versteht er ‚Stimmung‘ als Artikulationsmedium

¹⁵⁾ Vgl. GABRIEL, Philosophie und Poesie (zit. Anm. 4), der allerdings die Vielschichtigkeit von Mauthners Kategorien ignoriert. Ähnlich KÜHN, Sprachkritik (zit. Anm. 1), der Mauthner „Sprachhaß“ vorwirft (ebenda, S. 56), ohne nach dem Stellenwert dieser Verachtung zu fragen.

¹⁶⁾ ‚Stimmung‘ war im Fin de Siècle unter Einfluß der Lebensphilosophie zum Modewort geworden, das oft nur als Alibi für Konturlosigkeit fungierte. Dass Kraus’ Sprachverständnis

der im Wort aufgespeicherten Geschichte und macht die Differenz von philosophischem und poetischem Diskurs darin aus, dass Poesie die von der Begriffssprache verdrängten historischen Gehalte zur Entfaltung bringt:

Der Dichter kann nie etwas anderes tun, als von der Alltagssprache ausgehen. Was in den Worten historisch und symbolisch an reichen Vorstellungen mit enthalten ist, das kann er nützen. Was aber in neu erfundenen Akkorden und Dissonanzlösungen noch namenlos hin und her schwebt [...], das ist noch nicht reif für die Sprache der Wortkunst [...]. [N]ur die Gemeinsprache ist für den Dichter Material; aber nur der ist ein Dichter, dessen Individualsprache reicher [...] ist als die Gemeinsprache.

[...] In tiefstem Grunde unterscheidet sich die Sprache der Poesie und der Prosa nur dadurch, daß die Poesie die Worte in der Fülle ihres historischen Reichtums gebraucht, die Prosa in der Magerkeit ihres Tageswerts. (KS 1, 107f.)

Die Rede von „Akkorden und Dissonanzlösungen“ kritisiert jene pseudoimpressionistische Stimmungskunst, mit deren Apologie Mauthners eigene Beschreibung der Poesie mitunter verwechselt werden kann.¹⁷⁾ Dass die Wortkunst von der Alltagssprache auszugehen habe und „Klarheit“ ihr wichtigstes Erfordernis sei (KS 1, 108), ist zu verstehen als Polemik gegen die scheinbar Metaphysisches artikulierende, in Wahrheit verwaschene Diktion ‚stimmungsvoller‘ Dichtung, wie Mauthner sie an Maeterlinck rügt. Demgegenüber spricht er authentischer Poesie sozialen Gehalt zu, da sie auf die „Gemeinsprache“ bezogen bleibt, zugleich aber die zum Kommunikationsmedium depravierte Begriffssprache transzendiert:

[J]edes einzelne Wort trägt in sich eine endlose Entwicklung von Metapher zu Metapher. Wer das Wort gebraucht, der könnte vor lauter Fülle der Gesichte gar nicht zum Sprechen kommen, wenn ihm nur ein geringer Teil dieser metaphorischen Sprachentwicklung gegenwärtig wäre; ist sie ihm aber wieder nicht gegenwärtig, so gebraucht er jedes einzelne Wort doch nur [...] als Spielmarke. (KS 1, 115)

Als Verständigungsmittel taugt Sprache nur, solange die Fülle der Sinngehalte reduziert wird, mit denen jedes Wort angereichert ist. Was im philosophischen Diskurs Begriff heißt, ist Ergebnis solcher Reduktion. Den Prozess des Absterbens metaphorischer Valenzen nennt Mauthner „Mechanisierung“ (KS 1, 131). Die Poesie sprengt den zu Begriffen geronnenen Metaphernbestand und macht die in den Worten kristallisierten Bedeutungsgehalte bewusst. Keineswegs ist ihr Material ein anderes als das der Alltagskommunikation; doch indem sie den Worten den Schein nimmt, eindeutigen Sinn zu vermitteln, entpragmatisiert sie die Alltagssprache und

auf der Ablehnung dieser ‚Stimmungsmoder‘ beruht, ist eine These der Studie von NIKE WAGNER, *Geist und Geschlecht. Karl Kraus und die Erotik der Wiener Moderne*, Frankfurt/M. 1981. – Zur Kritik der ‚verschwommenen Formen‘ in der Philosophie um 1900 vgl. KEVIN MULLIGAN, *Genauigkeit und Geschwätz – Glossen zu einem paradigmatischen Gegensatz in der Philosophie*, in: HELMUT BACHMAIER (Hrsg.), *Paradigmen der Moderne*, Amsterdam, Philadelphia 1990, S. 209–236.

¹⁷⁾ Obwohl er den Naturalisten zuneigte, haben sich viele Autoren der Wiener Moderne auf Mauthner berufen. Siehe HARTMUT MARHOLD, *Impressionismus in der deutschen Dichtung*, Frankfurt/M. 1985.

ruft ihre Defizienz in Erinnerung.¹⁸⁾ Deshalb beschreibt Mauthner den philosophischen und alltäglichen Sprachgebrauch mit Metaphern der Ökonomie, wenn er behauptet, Worte würden als „Wertzeichen“ (KS 1, 95) betrachtet und nach ihrem „Tageswert“ beurteilt (KS 1, 115). Poesie dagegen stempelt die Worte nicht zu Bedeutungsträgern, sondern entzieht sie dem universalen Tausch, indem sie die Autonomie ihres metaphorischen Gehalts hervorkehrt.

Dass Mauthner der Wortkunst dieser Aufwertung zum Trotz keinen Erkenntniswert zubilligt, ist eine Konsequenz jenes sprach- und sozialgeschichtlichen Prozesses, den er mit der Rede von der ‚Mechanisierung‘ in den Blick nimmt. Betrachtet man Mauthners Beispiele für die Erkenntnisunfähigkeit von Sprache, erweist sich sein Skeptizismus als Reaktion auf die Verdinglichung des Sprachgebrauchs auch in Philosophie und Dichtung, wie sie zur gleichen Zeit Karl Kraus mit seiner Kritik an der Phrase als Warenform der Sprache formuliert hat.¹⁹⁾ Für Kraus wie für Mauthner ist der Jargon des Feuilletons Ausdruck der Unterwerfung von Sprache unter das Prinzip totalen Tauschs. Nicht der Gebrauch von Sprache an sich wird denunziert – Sprache ist immer Sprachgebrauch –, sondern ihre Herabwürdigung zum *Gebrauchsobjekt*: Sprache ist „kein Gegenstand des Gebrauchs, auch kein Werkzeug, sie ist überhaupt kein Gegenstand, sie ist gar nichts anderes als ihr Gebrauch“ (KS 1, 24). Werden Worte als „Werkzeug“ missverstanden, verkümmert die sprachliche Handlung zum bloßen Reagieren. Die Kommunikation der Masse vermag Mauthner nicht anders zu denken denn als Äquivalenztausch von ‚Wertzeichen‘, der die Metaphorizität der Worte und damit ihr Gedächtnis absterben lässt, während die Wortkunst diesem Gedächtnis zur Sprache verhilft, aber von jenem Allgemeinheitsanspruch abgeschnitten ist, den die zum Massenpublikum depravierte Öffentlichkeit einst verkörpert hat. So reflektiert Mauthners Entgegensetzung von Begriffssprache und erkenntnisloser Poesie die Krise bürgerlicher Öffentlichkeit um die Jahrhundertwende.²⁰⁾ In dieser Hinsicht unterscheidet sich seine Sprachkritik sowohl vom aufklärerischen Konzept der Sprache als arbiträrem, aber funktionstüchtigem Medium öffentlichen Austauschs wie von der romantischen Poetisierung der Alltagssprache, die aus verschiedener Perspektive eine Vermittlung zwischen poetischer Sprache und Alltagssprache für

¹⁸⁾ Damit nimmt Mauthner Einsichten moderner Metaphertheorien vorweg, die die Metapher als paradigmatisch für hermeneutisches Textverstehen ausweisen. Vgl. PAUL RICŒUR, *Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik*, in: ANSELM HAVERKAMP (Hrsg.), *Theorie der Metapher*, Darmstadt 1996, S. 356–375.

¹⁹⁾ Zur Politisierung der Sprachkritik bei Kraus vgl. JÜRGEN SCHIEWE, *Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart*, München 1998, S. 197–205. – Ansätze zu Kraus’ Auffassung der Phrase als Modus warenförmigen Sprechens finden sich in Mauthners 1888 publizierter Journalismus-Satire ›Schmock oder Die litterarische Karriere der Gegenwart‹, in: FRITZ MAUTHNER, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, Stuttgart und Berlin 1919, S. 301–337.

²⁰⁾ Die Dichotomisierung zwischen einer privaten Sphäre von Erbauung und Innerlichkeit und einem konsumierenden Massenpublikum geht einher mit der Polarisierung von Sozial- und Intimsphäre. Vgl. JÜRGEN HABERMAS, *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1990, S. 238–247.

möglich hielten und als *Movens* sozialer Veränderung begriffen.²¹⁾ Dagegen reagiert Mauthners Leugnung des Erkenntnisgehalts von Poesie auf den Zerfall bürgerlicher Öffentlichkeit in eine Sphäre der Innerlichkeit, wo Dichtung zur ‚Stimmungskunst‘ verkommt, und ein Massenpublikum, dessen Verkehrsformen von Journalismus und Trivalliteratur präformiert sind. Vor diesem Hintergrund erhält seine Kritik des ‚Schwatzvergnügens‘ ihre Legitimität:

Beim Morgenkaffee sitzt die ganze Bevölkerung im Geiste beisammen und gibt sich bequem diesem alten Schwatzvergnügen hin, das jetzt Zeitungslektüre heißt.

[...] Besonders scheint mir dieser Massengebrauch der Sprache als Schwatzvergnügen [...] Ähnlichkeit zu haben mit dem Dominospiel, wo doch auch die ganze Geistesarbeit darin besteht, an das Wertzeichen des Gegners sein Steinchen von gleichem Wert anzusetzen, solange man es aushält. (KS 1, 148f.)

Anders als Wittgenstein, der mit der Spielmetapher vor allem die Kontextualität von Sprache beschreibt, verwendet Mauthner sie pejorativ.²²⁾ Im „Schwatzvergnügen“ wird Sprache zum Gesellschaftsspiel, bei dem Rede und Gegenrede nach dem Modell des Äquivalenzttauschs funktionieren.²³⁾ Das ‚Schwatzvergnügen‘ betrifft auch den ästhetischen Diskurs, in dem es sich als „Abgeschmacktheit“ (ebenda) äußert. Mauthner setzt dieser ‚Mechanisierung‘ eine Dichtung entgegen, die in der eigenen Formgestalt den historischen Gehalt ihres Materials reflektiert und überkommenen Metaphern neue Bedeutungen abtrotzt. Er bemisst die Differenz zwischen authentischer Dichtung und Schundliteratur nicht am kulturellen Distinktionswert, sondern an deren immanenter Sprachgestalt. Wie der metaphorische Gehalt der Worte in ständigem Wandel begriffen ist, hat auch ästhetische Wertung einen historischen Index, weil „jede Zeit ihren eigenen Sprachausschnitt“ für „poetischen Gebrauch“ nutzt (KS 1, 124). Die ‚Mechanisierung‘ von Metaphern scheint daher, anders als Mauthners Opposition von Wortkunst und Begriffssprache nahelegt, eine Gefahr *allen* Sprachgebrauchs zu sein. Wenn Mauthner etwa „schöne Sprache“ als Ausdruck von „dem Publikum gemeinen [...] Gedanken“ definiert (KS 1, 136), entlarvt er Epitheta bürgerlichen Bildungsjargons als Phrasen, die so mechanisch funktionieren wie der Sprachgebrauch, den sie loben. Deshalb zielt seine Kritik mechanisierten Sprachgebrauchs zugleich auf eine automatisierte Sprachrezeption: „Der gewöhnliche Romanleser [...] stellt sich bei Sätzen wie: ‚Die Pferde trabten durch die Heide‘ gar nichts vor [...]. Daher die vielen albernen Romanphrasen, die den Spaß des Kladderadatsch machen“ (KS 1, 112). Mauthners Polemik gegen „Romanphrasen“ ist also nicht auf die Abwehr der Schundliteratur

²¹⁾ Das Verhältnis von Dichtung und Alltagssprache um 1900 wird konzis dargestellt bei SCHIEWE, *Macht der Sprache* (zit. Anm. 19), S. 176–197. Siehe LUTZ MACKENSEN, *Der „Dichter“ und die Umgangssprache*, in: DERS., *Die deutsche Sprache in unserer Zeit*, Heidelberg 1971, S. 9–48.

²²⁾ ELISABETH LEINFELLNER, *Zur nominalistischen Begründung von Linguistik und Sprachphilosophie: Fritz Mauthner und Ludwig Wittgenstein*, in: *Studium Generale* 22 (1969), S. 209–251.

²³⁾ HABERMAS, *Strukturwandel* (zit. Anm. 20) konstatiert seit Mitte des 19. Jahrhunderts einen Wandel vom „kulturräsonierenden zum kulturkonsumierenden Publikum“ (ebenda, S. 248–266).

beschränkt, sondern richtet sich auch gegen den bürgerlichen Kulturbetrieb, wie ihn der ›Kladderadatsch‹ persifliert hat.²⁴⁾ Die „Konversationslexika“, die „Material aus zwei toten Sprachen“ versammeln (KS 2, 337), repräsentieren jenes durch Pädagogisierung verdinglichte ‚Kulturgut‘, das zum Spiegelbild der Schundliteratur verkommen ist, die sich ihrerseits aus Versatzstücken des Bildungskanons speist.²⁵⁾ Angemessener als eine abstrakte Gegenüberstellung von Wortkunst und Begriffssprache ist es daher, ‚poetische‘ und ‚mechanisierende‘ Tendenzen *innerhalb* des alltäglichen, poetischen und wissenschaftlichen Sprachgebrauchs zu unterscheiden. Mauthners Kritik an der Vermischung von poetischer und philosophischer Rede bei Nietzsche und Maeterlinck ist demnach kein Selbstwiderspruch. Vielmehr wirft er ihnen vor, das ihrem Schreiben inhärente Potential zur Freisetzung metaphorischer Bedeutungsvalenzen zu neutralisieren.

II.

Arbeit und Gedächtnis

Mauthners als Alternative sowohl zur instrumentellen Begriffssprache wie zu Nietzsches ‚Poetisierung‘ der Philosophie verstandenes Programm wird zu Beginn der ›Beiträge‹ in einem Gleichnis skizziert, das nicht nur den Umgang des Sprachkritikers mit seinem Material beschreibt, sondern auch das metaphorische Potential seiner Terminologie entfaltet:

„Im Anfang war das Wort.“ Mit dem Wort stehen die Menschen am Anfang der Welterkenntnis und sie bleiben stehen, wenn sie beim Worte bleiben. Wer weiter schreiten will, [...] der muß seine Welt von der Tyrannei der Sprache zu erlösen versuchen.

[...] Auf Stufen muß man emporsteigen und jede Stufe ist ein neuer Trug, weil sie nicht frei schwebt. Auf jeder Stufe, und wäre sie noch so niedrig, und hielte sich der Emporstrebende noch so flüchtig bei ihr auf [...]: im Augenblicke der Berührung schwebt auch er nicht frei, ist auch er gefesselt an die Sprache dieses Augenblicks, dieser Stufe.

[...] Will ich emporklimmen in der Sprachkritik, [...] muß ich die Sprache hinter mir und vor mir und in mir vernichten von Schritt zu Schritt, so muß ich jede Sprosse der Leiter zertrümmern, indem ich sie betrete. Wer folgen will, der zimmere die Sprossen wieder, um sie abermals zu zertrümmern. (KS 1, 1f.)

Im Gegensatz zu Wittgenstein, dessen Bild von der Philosophie als Leiter im ›Tractatus‹ hier präfiguriert ist²⁶⁾, verwendet Mauthner die Metapher nicht zur

²⁴⁾ Mauthner scheint sich auf die frühe Phase des ›Kladderadatsch‹ zu beziehen, der später Bismarck unterstützt und die Naturalisten bekämpft hat. Vgl. INGRID HEINRICH-JOST (Hrsg.), *Kladderadatsch. Die Geschichte eines Berliner Witzblattes von 1848 bis ins Dritte Reich*, Köln 1982.

²⁵⁾ Vgl. PETER VON POLENZ, *Geschichte der deutschen Sprache*, Berlin, New York 1978, bes. S. 156–173. – Siehe Mauthners Polemik gegen die Schule, die den Schülern „leere Wort-hülsen, Schlacken aus einer Gärungszeit, da die Welt ein paar Jahrhunderte lang theologisch delirierte“, einprägte (KS 1, 65).

²⁶⁾ „Meine Sätze erläutern sich dadurch, daß sie der, welcher sie versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist. (Er muß sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist.)“ (LUDWIG WITTGENSTEIN, *Werk-ausgabe in acht Bänden*, Bd. 1, bearb. von JOACHIM SCHULTE, Frankfurt/M. 1984, S. 85).

Betonung des instrumentalen Charakters philosophischer Sprache, sondern gibt ihr einen destruktiven Akzent. Dadurch wird sie, anders als in der ‚Ordinary Language‘-Philosophie²⁷⁾, zum Ausdruck einer unauflösbaren Aporie: Die Leiter muss *während* des Emporklimmens zertrümmert werden. Nur indem er permanent seine Grundlagen infrage stellt, kann der Sprachkritiker sich (und in gewisser Weise die Sprache selbst) von der „Tyrannei der Sprache“ befreien; insofern trifft Lessings Vorwurf der ‚Bodenlosigkeit‘ einen wichtigen Aspekt von Mauthners Denken. Mauthner setzt dieses Konzept innovativer Destruktion in Szene, wenn er die Schöpfungsformel zu „am Anfang“ säkularisiert, sodass sie den prekären Ausgangspunkt der „Welterkenntnis“ des Menschen markiert: „Weil die Sprache lebendig ist, so bleibt sie nicht unverändert vom Anfang eines Satzes bis zu seinem Ende“ (KS 1, 2). Dieses Verfahren aufbauender Zerstörung reflektiert Mauthner durch das Bild vom Zimmern und Zertrümmern als *Arbeit*. Auch wo seine Darstellung der Metaphernbildung von organistischer Bildlichkeit bestimmt wird, wendet er sich gegen die Naturalisierung der Sprachentwicklung.

Die Metaphorik des Wachsens und Absterbens betont die Autonomie von Sprache gegenüber ihrem Gebrauch, hypostasiert sie jedoch nicht zur naturhaften Macht.²⁸⁾ Wo Mauthner auf organistische Bilder rekurriert, dementiert er sie ironisch:

Auf das Altern der Worte und Sprachen ist oft hingewiesen worden. [...] Diese großen Abstracta: Gott, Ewigkeit, Schöpfung, Kraft usw. sind von dichterischen Köpfen zuerst symbolisch aufgestellt worden. [...] In der zweiten Periode wird das große Wort zum Philister. Es wird etwas Hergebrachtes. Niemand zweifelt daran, weil eigentlich niemand daran glaubt. In der dritten Periode ist das Wort vom Philisterium so ausgelaut [...] daß es jetzt Philosophie heißt. (KS 1, 51)

Die Metapher vom „Altern der Worte“ wird persifliert, indem die Personifikation (das Wort als Mensch) auf ihren Wahrheitsgehalt zurückgeführt wird. Nicht weil sie ein naturhaftes Eigenleben führen, können Worte ‚altern‘, sondern weil sie als Teil menschlicher Praxis von ihrem Gebrauch geprägt sind. Wo der Bürger zum Spießbürger geworden ist, reflektieren die Worte sein soziales Schicksal und gerinnen zu „Philistern“. Indem er die Philosophie als Endstufe dieses Prozesses sozialer ‚Auslaugung‘ darstellt, denunziert Mauthner sie als Ebenbild philiströser Ideologie. Umgekehrt beraubt er das Bild des Wachstums seiner organistischen Konnotation, wenn er gegen die Rede vom „Organismus“ einwendet, Sprache könne „nur zwischen den Menschen“ existieren (KS 1, 28). Die Arbeit, die sich im Sprachgebrauch ausdrückt, lässt sich weder auf die ‚Benutzung‘ von Sprache einengen noch zur Vorstellung einer sprachlichen ‚Selbstschöpfung‘ stilisieren²⁹⁾, sondern meint

²⁷⁾ Einen wenig überzeugenden Versuch, Mauthner zum Vordenker moderner Sprachgebrauchstheorien zu stilisieren, unternimmt GERSHOM WEILER, *Mauthner's Critique of Language*, Cambridge 1970.

²⁸⁾ LEINFELLNER, *Böse Sprache* (zit. Anm. 4) bemerkt, dass „Erblichkeit“ bei Mauthner im Sinn historischer „Tradierung“ benutzt wird (ebenda, S. 62).

²⁹⁾ Schon in der romantischen Sprachphilosophie dienen Organismusmetaphern zur Beschreibung der Eigendynamik von Sprache als sozialer Tätigkeit. Siehe WERNER NEUMANN,

den Prozess ihrer lebendigen Aneignung, der in keinem ‚Werk‘ zum Ende kommt. ‚Tod‘ und ‚Leben‘ der Sprache sind relative Begriffe. Je stärker die Metaphorizität der Worte im Gebrauch präsent bleibt, desto lebendiger ist eine Sprache; je mehr sie zugunsten mechanischer Anwendung verblasst, umso größer wird die Gefahr ihres Absterbens:

Jederzeit liegt die Sache so, daß die Masse der Nachahmerpoesie Gefühlsmetaphern gebraucht, die schon durch den Wortklang die gewünschte Stimmung erzeugen. Ein noch älterer Sprachausschnitt von Gefühlsmetaphern hat inzwischen seinen Stimmungswert verloren und ist zu unpoetischen Redensarten herabgesunken. [...] Ich habe solche aussterbenden Metaphern der Poesie „tote Symbole“ genannt, und dachte dabei zunächst an die toten Symbole der griechischen Mythologie. (KS 1, 124)

Der Bezug auf die griechische Mythologie unterstreicht, dass „tote Symbole“ im Modus poetischer Formgebung lebendig werden können. Ob ein Wort als Metapher, Begriff oder Stereotyp wahrgenommen wird, hängt nicht von seiner Zugehörigkeit zu einer sprachwissenschaftlichen Klasse, sondern vom Grad des Bewusstseins der ‚Vergleichung‘ ab, die der Wortbildung zugrundeliegt. Selbst innerhalb eines Satzes können ‚tote‘ und ‚lebendige‘ Metaphern koexistieren, weil jeder Satz die zu Begriffen geronnenen Metaphern ‚entmechanisieren‘ kann. Mauthner neigt dazu, das ‚Wie‘ der Vergleichung abzulehnen, weil es „nur für die Dummen“ nötig sei (KS 1, 123). Emphatische Metaphern³⁰⁾ sind selbstevident und werden durch Explikation ihrer Kraft beraubt.

Die utopischen Potentiale von Mauthners Sprachphilosophie wurden selten wahrgenommen, da seine Kritik meist nur unter dem Aspekt des ‚Sprachhasses‘ rezipiert worden ist. Einzig Gustav Landauer hat das Verfahren innovativer Destruktion in seiner Sprengkraft erkannt. In einer Würdigung Mauthners beschreibt er dessen Denken als ‚Arbeit am Negativen‘: „Mauthner [...] muß es vor sich gesehen und in sich gespürt haben, wie alle Worte zerrannen, alle festen Brücken zusammenbrachen, Stein und Mörtel sich verflüchtigten, alle Nägel sich lösten. In dieser Vernichtung aber entschied er, daß es hier zu arbeiten gebe. Nicht neu aufzubauen, sondern mit Hilfe des entsetzlich zugerichteten Materials neue Fragen zu stellen.“³¹⁾ Anders als bei den „Renovatoren toter Geistesgespinste“ besteht der „praktische Nutzen“ von Mauthners Sprachkritik in der Erinnerung daran, dass

Zeichen und Organismus. Beobachtungen zum Wechsel eines Denkmusters in der deutschen Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts, in: Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache 4 (1984), S. 5–38.

³⁰⁾ „Emphatisch“ ist eine Metapher, wenn ihr Gebrauch „weder eine Variation noch einen Austausch der gebrauchten Wörter zuläßt“. Vgl. MAX BLACK, Mehr über die Metapher, in: HAVERKAMP, Theorie der Metapher (zit. Anm. 18), S. 379–413, hier: S. 389f. – Freilich setzt Blacks Unterscheidung von Substitutions-, Vergleichs- und Interaktionsmetaphern in gewisser Hinsicht jene Dichotomie von metaphorischem und ‚substituierendem‘ Sprechen voraus, die Mauthner unterlaufen möchte.

³¹⁾ GUSTAV LANDAUER, Mauthners Werk, in: DERS., Zeit und Geist. Kulturkritische Schriften 1890–1919, hrsg. von ROLF KAUFFELDT und MICHAEL MATZIGKEIT, München 1997, S. 103–115, hier: S. 104.

„Erkenntnis [...] im Leugnen so stark sein kann, wie sie im Erbauen machtlos ist“.³²⁾ Die architektonischen Metaphern werden, mit ähnlicher Akzentuierung wie in Nietzsches Sprachkritik³³⁾, zur Polemik gegen ein Denken eingesetzt, das seine ‚Gebäude‘ mittels leerer Abstraktionen errichtet, während die Grundlagen philosophischen Systemdenkens – „Stein“ und „Mörtel“ – längst erodiert sind. Die Kraft von Mauthners Sprachkritik besteht demgegenüber in der Negation, die durch Verzicht auf ‚Renovierung‘ neue Erkenntnisse und eine neue Praxis ermöglicht. Gegen die individualistischen Elemente von Mauthners Denken, dem die Kontrastierung der „Einsamkeit“ des Einzelnen mit der „Herde“ (KS 1, 39) nicht fremd war, macht Landauer geltend, daß „eines Mannes Kraft dieser Riesenarbeit nicht gewachsen“ sei.³⁴⁾ Indem er Sprachkritik als kollektive Praxis begreift, löst er die sozialrevolutionären Implikationen von Mauthners Philosophie ein. Dabei neutralisiert er allerdings die politische Ambivalenz von Mauthners Denken, wenn er ihm unterstellt, er sehne sich danach, „das Unnennbare aus der Haft des Denkens zu erlösen“.³⁵⁾ Die ‚Erlösung‘, um die es Mauthner geht, verbleibt auf der Ebene der Sprache; Landauers Einsicht in die sozialrevolutionäre Perspektive dieses Projekts liegt außerhalb seiner Intention.

Historisches Gedächtnis ist für Mauthner der eigentliche Gehalt von Sprache. Nicht nur ist Sprachentwicklung Teil des Geschichtsprozesses, vor allem sedimentiert sich Geschichte im Bedeutungswandel der Worte:

Bei dem normalen Menschen ist Sach- und Wortgedächtnis aufs engste miteinander verbunden. Ja diese Verbindung ist eine bloße Tautologie, wenn ich mit der Behauptung recht habe, daß die Sprache oder der Wortschatz eines Menschen eben nichts anderes sei als sein individuelles Gedächtnis für seine Erfahrung. Die Sprache ist nichts als Gedächtnis [...]. Gedächtnis ist aber nur Arbeit, nur eine besondere Form von Arbeit. (KS 1, 455f.)

Obgleich bei Mauthner die Grenze zwischen individuellem und kollektivem Gedächtnis verschwommen bleibt, zielt sein Ansatz in Richtung einer kulturhistorischen Gedächtniskonzeption. Indem Gedächtnis als Ergebnis einer „Übung“ (KS 1, 456) analysiert wird, erscheint es als Kulturleistung. Wie Sprache sich im Modus ihres Gebrauchs konstituiert, ist Gedächtnis kein Besitz einer Person oder Nation, sondern unabschließbare Tätigkeit. Anhand einer Beschreibung dessen, was es heißt, sich einer Melodie zu erinnern, zeigt Mauthner, wie falsch die Wendung ist, wonach wir etwas „im Gedächtnisse *haben*“ (KS 1, 465). Im Gegenteil

³²⁾ Ebenda, S. 115.

³³⁾ „Wie die Biene zugleich an den Zellen baut und die Zellen mit Honig füllt, so arbeitet die Wissenschaft unaufhaltsam an jenem grossen Columbarium der Begriffe, der Begräbnisstätte der Anschauung, baut immer neue und höhere Stockwerke [...] und ist vor allem bemüht, jenes in's Ungeheure aufgethürmte Fachwerk zu füllen und die ganze empirische Welt [...] hineinzurufen“ (FRIEDRICH NIETZSCHE, Ueber Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne, in: DERS., Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden, hrsg. von GIORGIO COLLI und MAZZINO MONTINARI, Bd. 1, München 1988, S. 873–890, hier: S. 886).

³⁴⁾ LANDAUER, Mauthners Werk (zit. Anm. 31), S. 104.

³⁵⁾ Ebenda, S. 103.

werde, woran wir uns erinnern, im Erinnerungsvorgang immer wieder konstituiert: „Wir besitzen also keine andere Erinnerung, als die wir uns aktiv neu schaffen, und doch sind wir im stande, unser Geschaffenes mit etwas zu vergleichen“ (KS 1, 466). Die ‚Mechanisierung‘ der Metapher entspricht der ‚Automatisierung‘ der Gedächtnisleistung:

Das Gedächtnis hat überall die Tendenz, ein automatisches Gedächtnis, also eine Art Instinkt zu werden. [...] Das Gehen und das Essen sollten wir unter die Instinkte rechnen [...]. Das Bücherlesen geschieht heutzutage von allen gebildeten Menschen ohne Besinnung, ohne Gedächtnisleistung. Das Wort Gedächtnis wenden wir dabei nur noch auf das besondere Auswendiglernen ganzer Stellen an. Das Gehen geschieht instinktiv, nachdem das Gehenlernen überwunden worden ist. (KS 1, 473f.)

Nur durch ihre Allgemeinheit und Stabilität erscheinen Fähigkeiten wie Gehen oder Essen als Instinkt; tatsächlich sind sie Resultat von Erziehung und Übung. Von einem gewissen Punkt an wird diese Übung vom Individuum als zweite Natur wahrgenommen. Mauthner bewertet diese Verinnerlichung ähnlich ambivalent wie die ‚Mechanisierung‘ von Metaphern. Wie die Entleerung des metaphorischen Gehalts von Sprache für zweckgerichtete Verständigung notwendig ist, wird das Individuum dadurch, dass sich Gedächtnisinhalte ‚automatisieren‘, erst handlungsfähig. Andererseits besteht die Gefahr, dass das Gedächtnis dabei das Bewusstsein seiner Historizität einbüßt:

Jetzt aber sehen wir, [...] wie die Ideenassoziationen gerade beim erwachsenen Berufsmenschen das Gebiet der Abstraktionen gar nicht verlassen. [...] Je höher das Gedankenleben eines Menschen sich erhebt [...], desto seltener wird er nach der Gewohnheit menschlichen Denkens auf die unmittelbaren Sinneseindrücke als die letzten Ursache seiner Begriffe reflektieren. (KS 1, 497)

Wie der in den Zweckzusammenhängen des Alltags gefangene Mensch die Worte nach ihrem ‚Tageswert‘ verwendet, benutzt der in Abstraktionen verfangene „Berufsmensch“ sie ohne Bewusstsein ihrer Geschichtlichkeit. Gerade in diesem Bewusstsein, nicht in der Reproduktion einer Fähigkeit oder eines Wissens, besteht jedoch die Gedächtnisleistung. Insofern knüpft Mauthner an jene Erinnerungstradition an, die Aleida Assmann in Rekurs auf antike Mnemotechniken als ‚vis memoria‘ der ‚ars memoria‘ entgegengesetzt hat.³⁶⁾ Während die ‚ars‘ eine vom Paradigma der „Einlagerung und Rückholung“ bestimmte Speichertechnik ist³⁷⁾, die auf Stillstellung der Zeitdimension zielt, konzeptualisiert die ‚vis‘ den Erinnerungsprozess als „Entstellung, Umwertung, Erneuerung des Erinnerten zum Zeitpunkt seiner Rückrufung“, wobei „Erinnern und Vergessen stets untrennbar ineinandergreifen“.³⁸⁾ Auch Mauthner betont, dass Erinnerung „unerträglich“ wäre, „wenn wir nicht vergessen könnten“ (KS 1, 531). Die Transformation der Bedeutungsgehalte durch Ausblendung alter und

³⁶⁾ ALEIDA ASSMANN, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999, S. 27–32.

³⁷⁾ Ebenda, S. 28.

³⁸⁾ Ebenda, S. 29f.

Hinzugewinnung neuer Konnotationen gehört zum Leben des Gedächtnisses.

Die Bedeutung der Metapher für diese Arbeit des Gedächtnisses besteht im ‚Schmerz‘, den die Vergleichen im Bewusstsein auslöst:

Die Aufnahme einer neuen Vorstellung ins Gehirn muß eine gewisse Anstrengung sein, ein gewisser minimaler Schmerz. [...] Kommt nun später ein Sinneseindruck hinzu, der eine geebnete Bahn [...] vorfindet, so kann ich mir recht gut vorstellen, daß es ein körperliches Behagen gewährt, ihn die Bahn entlang gleiten zu lassen. (KS 1, 150)

Einerseits ist Habitualisierung Bestandteil jeder Erinnerung, andererseits muss ihr kreativer Aspekt präsent bleiben, wenn sie nicht zur Fahrt auf ‚geebneter Bahn‘ trivialisiert werden soll. Emphatische Metaphern nennt Mauthner „witzig“, weil ihnen die Behaglichkeit eingeübter Kommunikabilität fehlt: „Der Witz nimmt entfernte Ähnlichkeiten wahr. Nahe Ähnlichkeiten konnten sofort durch Begriffe [...] festgehalten werden“ (KS 2, 488). Je mehr die Anwendung einer Metapher zur Konvention wird, desto stärker verblasst der Sinn für ihre Kreativität. Gedächtnis ist daher nicht stabil, sondern „nur an einer Grenzstelle bewohnbar“ (KS 2, 495). Sowohl die Alltagssprache wie das bürgerliche Sprachpflegepathos suchen diese „Grenzstelle“ zur Behausung zu machen und berauben die Sprache ihres Erinnerungswerts. Nicht zuletzt dieser Komplizenschaft zwischen bürgerlicher Kultur und Massenkultur im Kampf gegen sprachliches Geschichtsbewusstsein verdanken sich die Ambivalenzen von Mauthners Sprachkritik. Indem er deren kritisches Potential im Modus des Noch-Nicht verortet, nähert er sich Landauer³⁹⁾, der Sprachkritik als Antizipation revolutionärer Praxis versteht: „[H]inter uns eine tote Sprache, vor uns die Ahnung neuer Begriffe, mit uns ein Wogen und Weben von Metaphern, die im Begriffe stehen, sinnlose und darum brauchbare Worte zu werden“ (KS 2, 495).

III.

Metaphernfelder

Wie alle Sprachphilosophen bedient sich Mauthner metaphorischer Wendungen – entgegen Lessings Suggestion aber nicht reflexionslos, sondern systematisch.⁴⁰⁾ Vier metaphorische Felder dominieren sein Sprechen über Sprache: das Bild der Sprache als Äther, als *potentia*, als Krankheit und als Krieg. Aus der Perspektive der ›Beiträge‹ besteht ihre Gemeinsamkeit darin, dass sie Sprache – mit unterschiedlichen Bewertungen – als aktives Geschehen begreifen und jene

³⁹⁾ Nach Landauers Ermordung hat Mauthner, der sich im Ersten Weltkrieg als Patriot gerierte, für ihn Partei ergriffen. – In ihren philosophischen Konsequenzen ist die Beziehung zwischen Mauthner und Landauer leider kaum geklärt.

⁴⁰⁾ Die Logik von Mauthners metaphorischem Sprechen ist selten untersucht worden. Hinweise geben THALKEN, Ein bewegliches Heer von Metaphern (zit. Anm. 12), bes. S. 221–240, und CHRISTINE KAISER, „Die Sprache ist geworden wie eine große Stadt“. Fritz Mauthners metaphorisches Sprechen im Zeichen der Großstadt und des modernen Verkehrs, in: HELMUT HENNE und CHRISTINE KAISER (Hrsgg.), Fritz Mauthner – Sprache, Literatur, Kritik. Festakt und Symposium zu seinem 150. Geburtstag, Tübingen 2000, S. 133–144, die beide den Konnex zwischen Mauthners Schreibweise und seiner Metapherntheorie ausblenden.

Unverfügbarkeit betonen, die Mauthner veranlasst hat, Sprache als „die einzige Einrichtung der Gesellschaft“ zu bezeichnen, „die wirklich schon auf sozialistischer Grundlage beruht“ (KS 1, 27).

Für die Äthermetapher, die das „Ringenspiel um eine immaterielle Substanz“, eine „Seele“ der Sprache fortschreibt (KS 1, 259), hat Mauthner scheinbar nur Spott übrig. Die Vorstellung des Äthers als „stoffliche[r] Träger“ des Lichts folge, heißt es, der gleichen Logik wie die Idee einer „Weltseele“ (KS 1, 259f.). Der Äther ist ein Mythologem, das Letztbegründungen fingiert, wo rationale Erklärungsmuster versagen. Umso verblüffender, dass Mauthner selbst das Bild des Äthers verwendet, um die Eigenschaften von Sprache zu illustrieren:

Die Sprache existiert aber niemals für sich allein, sondern immer nur zwischen den Menschen. Sie ist für die Menschen, was der sagenhafte Äther für die gravitierenden, elektrischen oder leuchtenden Körper. Etwas, was die Schwingungen schwingen läßt, die Gehirnschwingungen von einem zum anderen. (KS 1, 28)

Interessanterweise zieht Mauthner diesen Vergleich heran, um zu belegen, dass Sprache ein „sozialer Faktor“ (KS 1, 17) sei. Der Rekurs auf den Mythos dient der Entmythologisierung, der Kritik an organozistischen Sprachauffassungen. Um die Bedeutung der Äthermetapher zu ermessen, genügt es daher nicht, isolierte Stellen herbeizuzitieren. Vielmehr muss sie betrachtet werden im Kontext der Strommetaphorik, die den ersten Band der ›Beiträge‹ in einer Reihe von Überblendungen durchzieht. Zunächst vergleicht Mauthner die Sprache mit einem Fluss: „Wir können also sagen, daß die Einzelsprachen [...] Strömen gleichen, in welchen an jedem einzelnen Punkte der Wassertropfen zeitlich unauflöflich von anderen Wassertropfen abgelöst wird“ (KS 1, 7). Später folgt seine Rhetorik dieser Logik der ‚Ablösung‘, indem er die Strommetapher relativiert. Die Veränderungen der Sprache, heißt es nun, seien „vielseitiger“ als „die Verschiedenheit der aufeinanderfolgenden Wassertropfen“ (KS 1, 9). Konsequenterweise wird das Bild auf eine andere Ebene transponiert: „Wir kämen weiter, wenn wir zur Vergleichung an regelmäßige Luftströme und Luftstrombette denken dürften“ (ebenda). Die Metapher des Luftstroms knüpft an theologische Vorstellungen von *Pneuma* und *Odem* an, wird von Mauthner aber als Bild für Sprache als soziale Praxis verstanden:

Wo ist also das Abstraktum „Sprache“ Wirklichkeit? *In der Luft*. Im Volke, *zwischen den Menschen*.

[...] So oft drei Deutsche aus verschiedenen Landschaften, von nur wenig verschiedenen Bildungsgraden [...] beisammen sind, wird der eine bald ein Wort oder eine Form aussprechen, die die anderen nicht verstehen [...]. Gemeinsam ist die Muttersprache etwa, wie der Horizont gemeinsam ist; es gibt keine zwei Menschen mit gleichem Horizont, jeder ist der Mittelpunkt seines eigenen. (KS 1, 19)

Das Bild des Luftstroms teilt mit der Äthermetapher die Vorstellung von der Sprache als allumfassendem Gewebe und betont dessen aktive Hervorbringung durch die Individuen ebenso wie dessen ‚Haltlosigkeit‘. Weil sie Produkt menschlichen Handelns ist, wirkt Sprache verbindend und trennend zugleich. Das Abstraktum der „Einzelsprache“ mag wie das „Strombett“ (KS 1, 9) eine ge-

wisse Stabilität verbürgen, eine ‚Horizontverschmelzung‘ aber ist nicht möglich.⁴¹⁾ Deshalb kann Mauthner behaupten, dass „auch der einsamste Mensch, sobald er spricht, von *der* Sprache ab[hängt], die zwischen den Menschen entstanden ist“ (KS 1, 29), während doch „alles Elend der Einsamkeit nur von der menschlichen Sprache kommt“ (KS 1, 39). Die Strommetaphorik wird von Mauthner also nicht einfach verworfen, sondern auf ihren sozialen Gehalt hin transparent gemacht.⁴²⁾ Sie meint eine auf keinen ‚Besitz‘ reduzierbare Praxis, die die Individuen verbinden, sich aber auch zwischen sie stellen kann. Fluchtpunkt dieses Metaphernkomplexes ist die Konzeptualisierung von Sprache als ‚Verkehrsnetz‘, zu der Mauthner durch eine Reihe weiterer Überblendungen gelangt.

Zunächst verknüpft er das Bild des Luftstroms mit den „Schallwellen“, die als „bewegte Luft“ die „Sprachlaute“ erzeugen (KS 1, 14). Der Vergleich von Sprechen und Atmen wird zurückgeführt auf seine materiale Grundlage: die Sprechakte, welche ‚die Sprache‘ Tag für Tag herstellen. Vor diesem Hintergrund muss die ‚Urbanisierung‘ gesehen werden, die das Bild des Stroms in den ‚Beiträgen‘ erfährt. So kippt die Strommetaphorik, vermittelt durch die Analogie von Äther und Elektrizität, um in das Bild von einem „Telephonnetz“ (KS 1, 17), vom „Gasröhrennetz einer Stadt“ (KS 3, 80), von „Bahnen und Telephondrähte[n]“ (KS 3, 582). Wie sich das Leben der Großstadt durch Vermittlung zahlloser, in keiner zentralen Kontrolle aufgehender Verkehrsformen konstituiert, erschöpft sich Sprache nicht in ihren Gebrauchsweisen, sondern ist etwas Drittes, das sich durch den täglichen Gebrauch von Millionen Menschen formt – ein „zweckmäßiges Ganzes, das dennoch von zentrifugalen Kräften beherrscht wird“ (KS 3, 581). Das Kapitel „Sprache und Sozialismus“ entfaltet dieses Konzept von Sprache als urbaner Verkehrsform:

Die Sprache ist geworden wie eine große Stadt. Kammer an Kammer, Fenster an Fenster, Wohnung an Wohnung, Haus an Haus, Straße an Straße, Viertel an Viertel, und das alles ist ineinander geschachtelt [...].

[...] Zwar hat auch die Stadt wie die Sprache ihre Gasröhren, die ein vergiftetes Licht in alle Kammern treiben, [...] die Kanäle, die den Unrat der Million in schöner Symmetrie zu dem oberirdischen Leben munter unter der Erde weiterplätschern lassen [...]. Aber Kohlendunst, Sumpfwasser und Dünger sind noch nicht überall Gemeingut. Der Steuerexekutor steht am Hahn und verlangt Geld. Da ist die Sprache eine weit lustigere Sache. Um es grell auszudrücken: In ihren verrosteten Röhren fließt durcheinander Licht und Gift, Wasser und Seuche [...]; die ganze Gesellschaft ist nichts als eine ungeheure Gratiswasserkunst für dieses Gemengel, jeder

⁴¹⁾ Zur Problematik dieses Begriffs vgl. die hervorragende Darstellung von ALBRECHT WELLMER, Sprachphilosophie. Eine Vorlesung, Frankfurt/M. 2004, S. 426–446.

⁴²⁾ Insofern leistet Mauthner *innerhalb* der organizistischen Metaphorik jene „Pragmatisierung“, die Polenz als Desiderat kritischer Sprachgeschichte einklagt. PETER VON POLENZ, Zur Pragmatisierung der Beschreibungssprache in der Sprachgeschichtsschreibung, in: HORST SITTA (Hrsg.), Ansätze zu einer pragmatischen Sprachgeschichte. Zürcher Kolloquium 1978, Tübingen 1980, S. 35–51. – Vgl. Mauthners ‚pragmatisierende‘ Erläuterung organizistischer Metaphern im ‚Wörterbuch‘, etwa die Artikel zu „Einfluß“ und „organisch“ (FRITZ MAUTHNER, Das philosophische Werk (zit. Anm. 1), Bd. I: Wörterbuch der Philosophie, Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache, 3. Bd., Wien, Köln, Weimar 1997, Bd. 1, S. 355–360, Bd. 2, S. 508–518.

Einzelne ist ein Wasserspeier, und von Mund zu Mund speit sich der trübe Quell entgegen und vermischt sich trüchtig und ansteckend [...]. Die Sprache ist Gemeineigentum. Alles gehört allen, alle baden darin, alle saufen es, und alle geben es von sich. (KS 1, 27)

Dies ist kein „Bild des Ekels“⁴³⁾, sondern Ausdruck ambivalenter Faszination. Die als Verkehrsnetz imaginierte Sprache ist nicht nur konnotiert mit „Seuche“ und Ausscheidung, sondern erscheint als Ort freier Zirkulation. Wie in anderen Großstadtbeschreibungen Mauthners, etwa in seinem Roman ›Der neue Ahasver‹, artikuliert sich in der ornamental wuchernden Metaphorik nicht nur Abwehr, sondern auch eine Begeisterung für die ‚Ansteckung‘ und rauschhafte Promiskuität, die Stadt und Sprache repräsentieren.⁴⁴⁾ Gleich der Stadt besteht die Sprache aus einer Unzahl provisorischer Leitungen und Kanäle, die potentiell jeden mit jedem verbinden. Sie ist anarchisch strukturiert und kann nicht auf Dauer monopolisiert werden, weil sie „nichts anderes ist als eben die Gemeinsamkeit oder die Gemeinheit der Weltanschauung“ (KS 1, 25). In diesem „oder“ wiederholt sich die Ambiguität der Stadtmetaphorik: Als „Gemeineigentum“ kann Sprache zum Ausdruck lebendiger Praxis werden, aber auch zur schlechten Egalität verkommen. Die Dialektik von „Gemeinsamkeit“ und Entfremdung beschreibt Mauthner in einer großartigen Passage der ›Beiträge‹:

Ich stehe in der Großstadt an einer Straßenecke, um auf meine Straßenbahn zu warten. Hier umschwirren mein Ohr vergebens die Millionen einander kreuzender Schallwellen [...]. Ich aber vernehme das Gesamtgeräusch der Großstadt gar nicht oder doch nur wie das Summen eines Bienenschwarms. Ich sehe von dem Gesamtbilde der Großstadt, in welchem von meinem Standpunkte aus tausend Maler tausend verschiedene Motive erblicken können, nichts, was nicht zufällig meine Aufmerksamkeit erregt. Ich sehe aber auf mehr als hundert Schritte weit plötzlich das farbige, eingeübte Zeichen *meiner* Straßenbahn. [...] In den furchtbaren Wirrwarr der Großstadt, einen Wirrwarr, welcher Chaos ist für den Spatzen, der nur nach Pferdekot späht, und welcher Notwendigkeit wäre für jemanden, der die Beweggründe aller Menschen dieser Großstadt könnte, bringt *meine* Straßenbahn plötzlich Ordnung hinein [...]. Für meinen Egoismus teilt sich der Menschenstrom, teilen sich die Wagenreihen, meine Straßenbahn wird zum Mittelpunkt des Treibens. [...]

[...] Wir halten uns an die Regelmäßigkeiten der beobachteten paar tausend Jahre, nennen sie Entwicklung, und jeder wartet auf das Farbenzeichen *seines* Wagens. (KS 3, 588ff.)

Das „eingeübte Zeichen“ ist für den Passanten, was die zu Signalen reduzierte Begriffssprache für den Kommunikationsteilnehmer ist: ein isolierter Stimulus in einem Netz von Reiz-Reaktions-Zusammenhängen, nötig zur Aufrechterhaltung allgemeiner Funktionstüchtigkeit. Die „Millionen einander kreuzender Schallwellen“ repräsentieren dagegen die Gesamtheit der Sprache als lebendige Praxis, von der der Einzelne lediglich partikuläre „Motive“ erblickt. Die pragmatische Orientierung im Alltag macht es nötig, vom Bewusstsein dieser Heterogenität zu

⁴³⁾ KÜHN, Sprachkritik (zit. Anm. 1), S. 77

⁴⁴⁾ Siehe meinen Aufsatz: „... wie die Fremdworte in der deutschen Sprache“. Antisemitismus, Rassismus und Sprachkritik in Fritz Mauthners ›Der neue Ahasver‹, in: Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft 2007.

abstrahieren und nur auf das eigene „Farbzeichen“ zu achten. Im behavioristischen Reagieren der Passanten artikuliert sich wie in der instrumentellen Begriffssprache die Entfremdung der auf ihre partikularen Ziele fixierten, monadologischen Individuen. Das Bild der *vergebens* das Ohr umschwirrenden Schallwellen enthält indes auch das utopische Versprechen, dass gerade die Erfahrung urbaner Heterogenität es möglich machen könnte, diesen „Egoismus“ zu durchbrechen. Geschichte im emphatischen Sinn, so legt der Schluss der Passage nahe, kann erst beginnen, wenn nicht mehr jeder auf ‚seinen Wagen‘ wartet, sondern des ‚Gesamtgeräuschs‘ innewird, an dem er partizipiert, ohne es zu überblicken – eine Erkenntnis, die nur durch die Verkapselung im „Egoismus“ *hindurch* gewonnen werden kann.

Mauthners Klage über den „Egoismus“ urbanen Lebens hat nichts mit zivilisationsfeindlicher Landkommunen-Sehnsucht zu tun. Vielmehr steckt das utopische Potential der Sprache wie der Großstadterfahrung in der Fragmentierung, welche die Individuen aus naturwüchsigen Zwangsverbänden herausreißt und freisetzt für die Erfahrung einer gewaltlosen Kollektivität, die einstweilen nur als ‚Gesamtgeräusch‘ zu ahnen ist. Zumindest hier, wo der sprachphilosophische Diskurs durch die hypertrophe Stadtmetaphorik aus eigener Dynamik in einen *sozial*philosophischen umschlägt, trifft sich Mauthner mit Landauers Anarchismus, dessen Utopie eines ‚Neuen Bundes‘ gegen den Romantizismus der Lebensreformer gerichtet ist. In seiner Studie ‚Skepsis und Mystik‘ skizziert Landauer den Gedanken einer aus der Individuierung versprengter Einzelner entstehenden Gemeinschaft, deren Voraussetzung in dem Bewusstsein liegt, „daß wir ja nicht bloß Stücke der Welt wahrnehmen, sondern daß wir selbst ein Stück Welt sind“.⁴⁵⁾ In diesem Zusammenhang rekurriert er ebenfalls auf die Äthermetaphorik: „Es gibt dann für diese Welt, die uns notwendig und darum wahrhaft ist, nicht eine Ursache, die am einen Ende gewesen ist, und nicht eine Wirkung, die am andren Ende gegenwärtig ist; derlei Annahmen gibt es nur im Reiche der isolierten Körper [...]. Wir sagen also: was wirkt, ist gegenwärtig; was wirkt, das stößt und drängt, was wirkt, das übt eine Macht aus, [...] ist da, was da ist, ist lebendig. [...] Ursache-Wirkung ist ein Fließen von Einem zum Anderen“.⁴⁶⁾ Das Konzept einer nicht monopolisierbaren „Macht“, die als „lebendige Wirksamkeit“⁴⁷⁾ verstanden wird und sich gegen den verkürzten Materialismus der „isolierten Körper“ sperrt, korrespondiert mit Mauthners Vorstellung vom ‚Gesamtgeräusch‘, das darauf wartet, von den Individuen im doppelten Sinn *realisiert* zu werden. Wenn Mauthner auf den Vergleich von Sprache und Verkehrsnetz rekurriert, um zu zeigen, „daß das Lebendige kein Einzelnes, sondern eine Mehrheit sei“ (KS 3, 580), ist darin Landauers Einsicht vorgeprägt, „daß es kei-

⁴⁵⁾ GUSTAV LANDAUER, Skepsis und Mystik. Versuche im Anschluß an Mauthners Sprachkritik, Münster, Wetzlar 1978, Nachdruck der Auflage von 1905, S. 10 – Die beste Darstellung von Landauers Gemeinschaftsgedanken bietet ROLF KAUFFELDT, Die Idee eines „Neuen Bundes“ (Gustav Landauer), in: MANFRED FRANK, Gott im Exil. Vorlesungen über die Neue Mythologie, II. Teil, Frankfurt/M. 1988, S. 131–179.

⁴⁶⁾ LANDAUER, Skepsis und Mystik (zit. Anm. 45), S. 10f.

⁴⁷⁾ Ebenda, S. 15.

nerlei Individuum, sondern nur Zusammengehörigkeiten“ gibt.⁴⁸⁾ Weder Mauthner noch Landauer betreiben eine Apologie naturwüchsigen Volkstums. Vielmehr resultiert die „Nichtigkeit des Konkretums“⁴⁹⁾ aus der Zwangshomogenisierung, die den Menschen die Möglichkeit zur ‚Absonderung‘ und damit zur Erfahrung freien gemeinschaftlichen Handelns nimmt, während die soziale und sprachliche Heterogenität der Großstadt, die sie atomisiert *und* miteinander verbindet, zumindest die Hoffnung auf eine solche Erfahrung zulässt.

Zur Charakterisierung dieser Kollektivität bedient sich Landauer eines Machtbegriffs, der im Bild der Sprache als *potentia* angelegt ist. Macht ist für Landauer ein produktives, positives Prinzip: „Wir kennen nur mehr immanentes Leben, gegenwärtige Machtausübung.“⁵⁰⁾ Sie wird nicht als Herrschaft von Menschen über Menschen, sondern als Praxis der *Selbstermächtigung* freier, gleicher Individuen verstanden und ist *Movens* sozialer Emanzipation, nicht deren Hindernis.⁵¹⁾ Entgegen der Neigung, Mauthners Sprachkritik als Ausdruck eines resignativen Pessimismus zu verstehen, steckt schon in seinem Konzept der Sprache als Praxis diese utopische Dimension. Das Kapitel „Macht der Sprache“ in den ›Beiträgen‹ handelt dagegen von der Macht des fetischisierten *Wortes*, und auch im Kapitel „Wortaberglaube“ geht es um den „Götzendienst mit Namen“ (KS 1, 155). In Überbietung der Feuerbach’schen Religionskritik behauptet Mauthner, dass Wörter als „Götter“ fungieren können (KS 1, 160). Religion ist versteinerte „Weltanschauung“, die nicht mehr als Grundlage lebendiger Praxis taugt und doch autoritätssüchtig angehimmelt wird:

Der gesamte Bau unserer gegenwärtigen Weltanschauung oder Sprache besteht aus einem Material, das die veraltete Weltanschauung oder Sprache war und darum heute Religion geworden ist. Wir leben in unserer Sprache, wie etwa eine Schule in einer ehemaligen Kirche untergebracht worden ist; trotz aller Anpassung stehen die Bänke vor den Heiligenbildern der Kapelle [...]. Da ist nie ein Wort in der neuen Sprache [...], welches nicht einen konservativen, einen veralteten, einen religiösen Sinn hätte. (KS 1, 173)

Mauthners negative Rede von der Macht der Sprache bezieht sich auf das fetischisierte Wort, nicht auf die Sprache als sich verändernde Praxis. Wenn er die „Massenmenschen“ den „Ausnahmemenschen“ kontrastiert, die „die Welt anders betrachten“ (KS 1, 26), zeugt das von keiner Führerideologie, sondern von der Verachtung für ein Massenpublikum, das sich der herrschenden Sprache *unterwirft*, statt sie zu verändern, und die eigene Ohnmacht sanktioniert: „Nur im Herdenleben ist die stumme Überzeugung, daß alles, was geschieht, so und nicht anders am besten geschieht“ (KS 1, 39). Die „Herde“ repräsentiert die Selbstentmündigung der Bürger zu Untertanen. Die Krankheitsmetaphorik in den ›Beiträgen‹ präzisiert diesen Gedanken, indem sie die Fixierung auf den erstarrten Sprachgebrauch und die Reproduktion der Gemeinsprache als ‚Erkrankung‘ der Sprechenden auffasst:

⁴⁸⁾ Ebenda, S. 13.

⁴⁹⁾ Ebenda.

⁵⁰⁾ Ebenda.

⁵¹⁾ Zu dieser Unterscheidung vgl. HANNAH ARENDT, *Macht und Gewalt*, München 1970.

Den Glauben an Parolen und Ideologien denunziert Mauthner als „epidemische Krankheit“ (KS 1, 42). Das Bild der Krankheit meint den Ausverkauf jener Handlungsmacht, die der Sprache als kollektiver Praxis immanent ist⁵²⁾, und reagiert auf die Erfahrung des Zerfalls bürgerlicher Öffentlichkeit, durch den die im positiven Sinn „ansteckend[e]“ Macht der Sprache (KS 1, 27) um ihr emanzipatorisches Potential gebracht wird. Mauthner bescheidet sich jedoch nicht mit dieser Diagnose. Sein Konzept der Sprache als Machtpotential enthält auch eine kämpferische Dimension.

IV.

Der Krieg der Sprachen

Mauthners Sprach- und Metaphertheorie richtet sich gegen den völkisch-nationalistischen Sprachpurismus, der seit dem Scheitern der Märzrevolution, verstärkt aber seit der Konstitution des Deutschen Kaiserreichs, von Einrichtungen wie dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein propagiert und durch Schul- und Unterhaltungsliteratur popularisiert worden ist.⁵³⁾ Nicht nur im ›Wörterbuch der Philosophie‹, das als Gegenentwurf zu ‚normsprachlichen‘ Wörterbüchern wie dem „Duden“ verstanden werden muss, sondern auch in den ›Beiträgen‹ erteilt er der Idee einer homogenen Nationalsprache eine Absage, indem er jede Sprache zur ‚Mischsprache‘ erklärt: „Es scheint selbstverständlich, daß vor Entwicklung von Volksgemeinschaften und größeren Sprachgemeinschaften die Sprachmischung etwas so Fließendes und Unaufhörliches gewesen sein muß wie der Wind der Luft“ (KS 2, 510). Die Nationalsprachen sind Ergebnis eines Unterwerfungsprozesses, der ‚fremde‘ und ‚eigene‘ Elemente in Opposition zueinander bringt und einen Kode statuiert, der die „Volksgemeinschaft“ als „Sprachgemeinschaft“ zusammenschweißt. Vergessen wird dabei die Metaphorizität der Worte und ihr historisches Gedächtnis:

Was ist ein Lehnwort? Ein Fremdwort, dessen fremder Ursprung dem allgemeinen Sprachgefühl nicht mehr auffällt. Der Unterschied zwischen Lehnwort und Fremdwort ist also nicht in der Sache selbst vorhanden [...]. So kann man im allgemeinen wohl aussprechen, daß die Fremdwörter umso deutlicher erkennbar sind, je näher die Zeit ihrer Aufnahme der unsrigen liegt, und daß jeder Nachweis umso sicherer verloren geht, je weiter die Zeit der Aufnahme zurückliegt. (KS 2, 612ff.)

Wie der Unterschied zwischen Metapher und Begriff im Grad des Bewusstseins der ‚Vergleichung‘ begründet ist, so ist kein Wort an sich, sondern nur gemessen am jeweiligen Wahrnehmungshorizont ‚fremd‘. Im ›Wörterbuch‹ spitzt Mauthner

⁵²⁾ Die Vorstellung von Macht als „Bezugsgewebe“ menschlicher Handlungen entfaltet HANNAH ARENDT, *Vita activa oder vom tätigen Leben*, München 1996, bes. S. 222–263.

⁵³⁾ Über die völkische Aufladung des Sprachpurismus im Kaiserreich siehe SCHIEWE, *Macht der Sprache* (zit. Anm. 19), S. 154–176, sowie MACKENSEN, *Der „Dichter“ und die Umgangssprache* (zit. Anm. 21), S. 15–19.

dieses Argument zu, wenn er den Bedeutungswandel mit dem ‚Wandern‘ von Völkern vergleicht und seine Theorie der Mischsprache erweitert zu einer Theorie kultureller Hybridität, die jede Vorstellung naturwüchsigen Volkstums destruiert. Sein Anspruch, „in jeder Wortgeschichte eine Monographie zur Kulturgeschichte der *Menschheit* zu erblicken“⁵⁴), impliziert die Leugnung der Kongruenz zwischen Sprach- und Nationalgeschichte, wie sie die ‚normsprachliche‘ Historiographie behauptet. Dagegen geht Mauthner davon aus, dass Kulturgeschichte analog zum Begriff der Völkerwanderung die „Wortwanderungen“ analysieren muss.⁵⁵) Diese Kulturgeschichte, die auch dem „Wandertrieb der Sprichwörter“⁵⁶) nachgehen müsste, wendet sich „gegen den kulturwissenschaftlichen Chauvinismus“⁵⁷), der Historiographie als Legitimation imperialistischer Politik missbraucht. Im diesem Kontext rekurriert Mauthner auf die Kriegsmetaphorik, um Sprachgeschichte als Schauplatz eines politischen Kampfes um die Homogenisierung bzw. Pluralisierung des Sprachgebrauchs zu analysieren. Ausdrücklich wird der politische Charakter von Sprache damit begründet, dass „Politik [...] ein Ausdruck für die wichtigeren und in die Augen fallenderen Verkehrsbeziehungen zwischen den Menschengruppen“ sei (KS 1, 54). Deshalb ist es konsequent, wenn Mauthner Prozesse der Bedeutungsbildung als ‚Eroberung‘ beschreibt:

Wir werden zwar erfahren, daß die Sprachgeschichte eine ewige Bilderjagd ist, daß freilich die Menschen, die etwas Neues sagen wollen, zu diesem Zweck nach Bildern jagen, daß aber auch die Bilder, als ob sie selbständig wären, unaufhörlich nach neuen Vorstellungen [...] jagen. Das kommt bei der nüchternen logischen Betrachtung so heraus, als ob die Metapher sich von Geschlecht zu Geschlecht neue Begriffe eroberte. Aber zum Begriff wird das Neue erst *nach* der Eroberung; erst nach der Eroberung spricht das besiegte Volk die Sprache der Eroberer. (KS 1, 130)

„Begriffe“ sind keine Entitäten, die durch „Metaphern“ nur verkleidet würden, sondern Resultat sprachkolonialistischer Unterwerfung. Nicht die Metapher erobert sich einen Begriff, sondern der Begriff entsteht durch Reduktion des heterogenen Bedeutungspotentials der Metapher. Indem Mauthner die Kolonialisierung von Völkern und Sprachen analogisiert, verfällt er nicht in völkisches Sprachdenken, sondern betont die Bedeutung der Sprachpolitik für die Normierung heterogener Gruppen, die durch Konstruktion einer ‚eigenen‘ Sprache zu Zwangsverbänden zusammengefasst werden.⁵⁸) Zugleich erschöpft sich die Sprachentwicklung nicht im Prozess der Homogenisierung: Einerseits können Menschen „nach Bildern jagen“,

⁵⁴) MAUTHNER, Wörterbuch (zit. Anm. 42), S. XV; Hervorhebung M. K.

⁵⁵) Ebenda, S. XVI.

⁵⁶) Ebenda, S. LVII.

⁵⁷) Ebenda, S. LVf.

⁵⁸) Zweifellos war Mauthner durch seine mehrsprachige Sozialisation für solche ‚Kolonialisierungen‘ sensibilisiert. Überhaupt dürfte die multilinguale Prägung Österreichs ein Grund dafür sein, dass sprachkritische Literatur – von Nestroy über Kraus bis zu Jelinek – dort stärker verwurzelt ist als in Deutschland. Vgl. FRITZ MAUTHNER, Prager Jugendjahre, Frankfurt/M. 1969.

um „etwas Neues“ zu sagen, andererseits ist die Sprachentwicklung „selbständig“ und geht nicht in heteronomen Zwecksetzungen auf. Auf der einen Seite stehen Schule und Pädagogik, Ämter und Universitäten, die Sprachgebräuche normieren und hierarchisieren. Auf der anderen Seite stehen lokale Sprachpraktiken und dissidente Diskursformen wie die Poesie, welche die Zwangshomogenisierung unterlaufen. ‚Erobertes‘ Gebiet ist nie gesichert, sondern kann zurückgewonnen, von anderen Sprechweisen besetzt oder zum ‚Niemandland‘ werden. Der Sprachgebrauch erscheint als Kampfzone, deren dauerhafte Kolonisierung so illusorisch ist wie ihre Befreiung von jeder Macht.

Diese Konzeptualisierung von Sprachgeschichte als Kriegsschauplatz koinzidiert auf erstaunliche Weise mit Michel Foucaults Versuch, Geschichtsschreibung nicht als Diskurs der Souveränität, sondern als Schauplatz permanenter Kriege zu lesen und Clausewitz’ Aphorismus vom Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln umzukehren.⁵⁹⁾ Der Kriegsdiskurs, den Foucault für den Zeitraum des 17. und 18. Jahrhunderts rekonstruiert, widerspricht der Vorstellung, wonach Kriege Ausnahmesituationen sind, die durch einen vom Souverän repräsentierten ‚Friedensschluss‘ aufgehoben werden können. Vielmehr verdeckt die Herrschaft des Souveräns die Fortdauer des Kriegs im ‚Frieden‘: „Im Innern dieses ‚zivilen Friedens‘ dürften die in einem politischen System stattfindenden Kämpfe, die Zusammenstöße in bezug auf die Macht [...] nur als Fortsetzungen des Krieges gedeutet werden.“⁶⁰⁾ Wie der Kriegsdiskurs den Diskurs der Souveränität, der Historie als Geschichte großer Männer und Nationen erzählt, zugunsten lokaler, asymmetrischer Kämpfe suspendiert, die nie ‚befriedet‘, sondern allenfalls neutralisiert werden können und auf „Erhaltung des Ungleichgewichts“ zielen⁶¹⁾, erzählt Mauthner Sprachgeschichte nicht als Geschichte des Aufblühens und Absterbens von Nationalsprachen, sondern als Eroberung, Verdrängung und Neubesetzung von Bedeutungsfeldern durch Interaktion heterogener, lokaler Sprechakte. Schulphilosophie, Alltagskommunikation und Normsprache erscheinen als Formen der Scheinbefriedung, die diesen Krieg der Worte mittels einer oktroyierten ‚Gemeinsprache‘ stillstellen. ‚Krieg‘ meint keine Verherrlichung von Ungleichheit, sondern ist Agens historischer Produktivität, während ‚Friede‘ die Zwangsversöhnung fortbestehender Konflikte bedeutet. Wie Foucault für das Frankreich im 18. Jahrhundert angesichts der Hierarchisierung und Klassifizierung wissenschaftlicher Disziplinen eine „Beschlagnahmung der kleinsten, besondersten, lokalsten, handwerklichsten Wissen“ diagnostiziert⁶²⁾, richtet sich Mauthner gegen die ‚Koloni-

⁵⁹⁾ MICHEL FOUCAULT, In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975–1976), Frankfurt/M. 1999.

⁶⁰⁾ Ebenda, S. 27.

⁶¹⁾ Ebenda, S. 26. – Ein wichtiger Unterschied zwischen Mauthner und Foucault scheint mir darin zu liegen, dass die Freisetzung kultureller Heterogenität bei Mauthner auf die Utopie einer *gewaltfreien* Befriedung bezogen bleibt. Diese messianische Dimension fehlt bei Foucault völlig.

⁶²⁾ FOUCAULT, In Verteidigung der Gesellschaft (zit. Anm. 59), S. 208.

sierung‘ heterogener Sprachpraxen im Zuge der völkischen Sprachreinigung des späten 19. Jahrhunderts. Wenn Foucault seit dem späten 18. Jahrhundert ein ‚disziplinierendes‘ Kontrollverfahren aufkommen sieht, das nicht mehr den bloßen Ausschluss dissidenter Aussagen, sondern die Normalisierung der *Aussageweise* fordert, wirft dies auch ein Licht auf Mauthners Stigmatisierung zum Dilettanten. Erst seit der staatlichen Homogenisierung der Wissensformen bemisst sich die Wissenschaftsfähigkeit eines Diskurses daran, „wer gesprochen hat, ob er qualifiziert war zu sprechen, auf welcher Ebene sich diese Aussage ansiedelt, in welche Gesamtheit sie sich einfügen läßt.“⁶³⁾ Indem Mauthner sich als Autodidakt in einen sprachwissenschaftlichen Diskurs einschaltet und sich einer Schreibweise bedient, die den ‚Krieg‘ in ihrer eigenen Formsprache auszutragen sucht, macht er sich zur *persona non grata*. Zugleich ist seine Außenseiterstellung exemplarisch für die Diskursformation der Jahrhundertwende. Mit und gegen Mauthner agieren gleichzeitig andere Sprachkritiker außerhalb akademischer Disziplinen: Mach und Freud situieren sich zwischen Natur- und Geisteswissenschaft, Nietzsche zwischen Philologie und Anthropologie, und Karl Kraus entwickelt einen Diskurs, der weder literarisch noch journalistisch, weder metaphorisch noch begrifflich – und doch beides zugleich ist. Den Sprachkrieg, den Mauthner beschrieben hat, hat er selbst instrumentiert.

⁶³⁾ Ebenda, S. 213f.